

## Zeitenwenden

Betrachtungen zu einem Modewort

„Diese Nacht! Nie sah ich ihres Gleichen!  
Du mußt – du mußt mein werden vor dem  
Ende. [...] Wie lautete doch das Lied, das ich  
gestern auf diese Nacht, auf diese Stunde  
gedichtet?

*Morgen um die zwölfte Stund'  
Heia, geht die Welt zu Grund'!  
Doch nicht eh' bis Minnegard –  
Leib und Seel'! – mein eigen ward! –  
Diese Nacht,  
Wann Hut und Wacht  
Liegt in Betgeheul und Jammer,  
Dann erbrech ich deine Kammer:  
Magst erglühen, magst erblassen, –  
Eher nicht will ich dich lassen,  
Bis du mein!  
Dann brich herein,  
Ew'ge Pein!  
Wirft von deinem rothen Mund  
Gott mich in der Hölle Schlund: –  
Du warst doch mein!“<sup>1)</sup>*

Wir befinden uns in Würzburg, es ist die Mittsommernacht des Jahres 1000. Junker Fulko von Yvonne, ein begabter Verseschmied, der vor Verlangen zu der schönen Minnegard, Nichte des Würzburger Bischofs, verbrennt, stürmt in deren Gemach, und wiederliebend empfängt sie ihn.

Derweil hat sich eine unübersehbare Menschenmenge in den Kirchen versammelt. „Im Dome standen der Bischof und seine Geistlichen und so viele Gläubige, als der Raum zu fassen vermochte, Kopf an Kopf gedrängt, versammelt: auch in allen andern Kirchen und Kapellen hatte, nach Anordnung des Bischofs, nächtlicher Gottesdienst stattgefunden [...]; [...] sie waren sämmtlich überfüllt.“<sup>2)</sup>

Die Stadt erwartet den Weltuntergang zur Mitternacht, seit ein Mönch ihn einige Wochen zuvor angekündigt hat:

*„Wann des Sommers Sonne wendet,  
Bricht der jüngste Tag herein:  
Unter geht die Welt und endet  
Und euch droht die ewge Pein.“<sup>3)</sup>*

Kaum hatte er gesprochen, war eine Panik losgebrochen: „Heulend und schreiend liefen sie durcheinander, Männer wie Weiber, zerrißten die Kleider, rauften sich das Har [!]; einzelne rannten in wahnsinniger Angst gegen den Fluß zu, sich zu ertränken. Die Meisten strömten in wilder Flucht nach der Stadt zurück – manch' alt' Weiblein ward dabei umgeworfen und überrannt – die zurückgelassenen Ihrigen zu benachrichtigen, zu warnen oder in den Kirchen an den Altären, bei den Ueberbleibseln der Heiligen zu beten.“<sup>4)</sup>

Doch das Ende kam in der Mittsommernacht nicht, statt dessen brach ein sonniger Tag an. „Viele tausende von Menschen, welche mit Entsetzen, mit Furcht vor schwerer Strafe durch den allwissenden Richter die Mitternacht heran gewacht hatten, lagen nun auf den Knieen und priesen, unter strömenden Thränen, die oft von seligem Lächeln, ja von lauten Jubelrufen unterbrochen wurden, die Gnade des großen, des barmherzigen Gottes, welcher seinen Geschöpfen nach wie vor die süße Luft des Athmens belassen und vergönnt hatte.“<sup>5)</sup>

\*

Diese Zitate entstammen nicht einer mittelalterlichen Chronik, und sie sind auch kein Beispiel für psychologisierende Geschichtsschreibung. Vielmehr sind die Worte im vori-

gen Jahrhundert einem gelehrten Romancier aus der Feder geflossen.

Die zitierten Sätze sind dem Buch „WeltUntergang“ entnommen, das den Untertitel „Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus“ trägt und im Jahr 1889 im Druck erschienen ist. Der Verfasser war Felix Dahn<sup>6)</sup>, 1834 in Hamburg als Sohn eines Schauspielerehepaars geboren, in München aufgewachsen, verheiratet mit einer Nichte von Annette Droste-Hülshoff. Dahn war Jurist, hatte sich für Deutsches Recht, Rechtsphilosophie, Handelsrecht und Staatsrecht habilitiert und seine Lehrtätigkeit 1863 als ao. Professor in Würzburg begonnen – daher der örtliche Hintergrund für seinen Roman; 1872 wurde er als Ordinarius nach Königsberg berufen, 1888 nach Breslau, wo er bis zu seinem Tod 1912 wirkte. Sein rechtsgeschichtliches Hauptwerk ist das elfbändige Opus „Die Könige der Germanen“<sup>7)</sup>, wie Dahn als Wissenschaftler überhaupt vornehmlich historische Studien publizierte. Seine meistgelesene dichterische Arbeit war der vierbändige Roman „Der Kampf um Rom“<sup>8)</sup>, erschienen 1876 bis 1878; ferner trat er als produktiver Lyriker hervor.

Dahns „Welt-Untergang“ gehört zu einem literarischen Typus, den Fritz Martini abfällig als „Professorenroman“ bezeichnet<sup>9)</sup>: geprägt von Gelehrsamkeit, vom Willen zur Vermittlung des Stoffs, aber nicht immer von erzählerischem Geschick, von oft nicht sehr tief gezeichneten Figuren.

„Morgen um die zwölfe Stund‘ / Heia, geht die Welt zu Grund!“ Die historische Folie für Dahns Erzählung ist das Jahr 1000, das geprägt gewesen sei von Weltuntergangspanik, die Dahn in den Sommer verlegt, während sie gemeinhin mit dem Jahreswechsel in Verbindung gebracht wurde. Um die Mitternacht des 31. Dezember 999 habe man das Jüngste Gericht erwartet. Das war, als Dahn sein Buch schrieb, communis oppinio. Freilich geht diese Ansicht nicht auf zeitgenössische Historiographen zurück, sondern auf eine entsprechende Bemerkung des vatikanischen Bibliothekars und Geschichtsschreibers Kardinal Cesare Baronio († 1609)<sup>10)</sup>.

Längst ist die Mär von einer Panik widerlegt. Schon 1895 veröffentlichte Stephan Beissel einen Aufsatz mit dem programmatischen Titel „Die Sage von der allgemeinen Furcht vor dem Untergange der Welt beim Ablauf des Jahres 1000 nach Christi Geburt“<sup>11)</sup>. Die Ansicht, es handle sich nicht um mehr als eine Mär, ist in der Forschung weitgehend akzeptiert<sup>12)</sup>, jedoch nicht in Öffentlichkeit – ein Umstand, den die Geschichte von der Millenniumspanik mit manch anderen Histo-rienfabel teilt.

Wie lebendig diese Vorstellung noch ist, mag schlaglichtartig ein Zitat aus dem 1981 erschienenen Buch „Weltuntergang 1999“ von Charles Berlitz verdeutlichen: „Als sich das Jahr seinem Ende näherte, kam der Handel zwischen Dörfern und Städten größtent- teils zum Erliegen, Wohnungen wurden ver-nachlässigt, Häuser dem Verfall preisgegeben [...]. Bettler wurden von den Wohlhabenden regelrecht gemästet, verurteilte Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen, obwohl viele lieber in Haft geblieben wären, da sie ihre Sünden noch vor dem Weltuntergang abbüßen wollten.“<sup>13)</sup> Psychologisierend greift Berlitz das auch von Dahn verwandte Motiv der massenhaften Suizide auf: „Die Selbst-mordziffern stiegen sprunghaft an, da viele Menschen sich angesichts des bevorstehen-den Jüngsten Gerichts im voraus selbst bestrafen wollten oder einfach dem Druck des Wartens auf den Jüngsten Tag nicht mehr gewachsen waren.“<sup>14)</sup> Unter Berufung auf Frederick H. Martens’ Menschheitsgeschichte schildert er die letzte Nacht des Jahres 999 wie folgt: „Als die Nacht des 31. Dezember anbrach, erreichte die allgemeine Erregung einen neuen Höhepunkt. Die Basilika zu St. Peter in Rom war zur Mitternachtsmesse, die viele für den letzten Gottesdienst überhaupt hielten, dem sie auf Erden beiwohnen würden, mit Tausenden von Gläubigen überfüllt.“<sup>15)</sup> Im selben Buch legt Berlitz dem Leser nahe, das Weltenende stehe bevor: „Die Welt geht im Jahr 2000 unter“, lautet eine Kapitelüberschrift<sup>16)</sup>.

Freilich ist das Endzeitgefühl im Jahr 1000 keine bloße Fiktion. Differenzierend konstatiert Johannes Fried, es gebe Belege burgun-disch-lothringischer Provenienz aus der Zeit

um 960, daß die in der Apokalypse genannte der Frist von 1000 Jahren bis zur Wiederkunft Christi wörtlich genommen worden sei; die Ungarn habe man als die apokalyptische Völker Gog und Magog interpretiert: „Jetzt ist die letzte Zeit des Saeculums angebrochen und steht das Ende der Welt bevor“, heißt es in einer Quelle, und besorgt registrierte man Zeichen des bevorstehenden Weltendes<sup>17)</sup>.

Doch gab es hierzu Gegenstimmen. Ein anonymer Mönch, vielleicht aus dem Kloster Auxerre, dem „Zentrum der Eschatologie des 9. bis 11. Jahrhunderts“, mahnte, die Apokalypse sei ein mystisches Buch und dürfe nur so, nicht historisch verstanden werden; Gog und Magog seien kein reales Volk, sondern dem Kirchenvater Hieronymus zufolge die Häretiker<sup>18)</sup>.

Wie auch immer man Prophezeiungen der Johannes-Apokalypse im einzelnen interpretierte – es herrschte Endzeiterwartung, wie Johannes Fried nachdrücklich konstatiert: „Das in Wort und Bild verkündete Wissen vom Weltende verbreitet sich rasch; das Bedürfnis, Genaueres zu erfahren, schwollt im Laufe des 9. und gerade auch des 10. Jahrhunderts entsprechend an. [...] Die Aktualität des ‚Jüngsten Gerichts‘ für das von Sünde erfüllte Leben, die Angst vor der Verdammnis im Flammenmeer der Hölle, der von der erwarteten Wiederkunft des schrecklichen, strengen des letzten Richters ausgehende Appell an die Bußgesinnung und den Glauenseifer sind bestimmt von jener Überzeugungskraft und Gewißheit, welche die Erwartung dieses Kommens in immer näherer Zukunft ausstrahlt.“<sup>19)</sup> Bildquellen – etwa die Buchmalerei der Bamberger Apokalypse – bestätigen diesen Eindruck.

Doch zeigen schriftliche Quellen, darunter Briefe aus den Jahren um die Jahrtausendwende, ebenfalls, daß die Erwartung des baldigen Weltendes und die Beobachtung der Zeichen sich nicht auf das Jahr 1000, schon gar nicht auf den Neujahrstag 1000 kaprizierten<sup>20)</sup>. Dagegen sprach schon das Wissen um die Ungenauigkeit der Zeitrechnung; aus diesem Wissen heraus wurde dagegen eingehend die Frage diskutiert, wann genau Christus gestorben sei, wann also die 1000 Jahre der Apokalypse vorüber seien.

Johannes Fried faßt seine Forschungen zur Endzeitfurcht wie folgt zusammen: „Beklommenheit und Angst sind [...] ein Signum der Epoche, wenn auch keine bis zur letzten Stunde des Jahres 1000 terminierte Furcht, sondern jene unterschwellige, immer erneuerte, und von Zeit zu Zeit dramatisch aktualisierte Angst vor dem mystischen Jahre 1000, von dem die christlichen Eschatologen durchweg reden, und das in seiner unberechenbaren Gewißheit jederzeit – vielleicht gerade ‚jetzt‘ um das reale Jahr 1000 – erfüllt sein kann.“<sup>21)</sup>

Zu fragen bleibt überdies, wer die furchtdurchdrungenen Spekulationen überhaupt rezipiert habe. Denn zunächst einmal handelte es sich um eine reine Gelehrtendiskussion; lediglich die Gebildeten betratn jenen „wegeloſen Irrgarten aus Glauben und Wissen, aus dunklen Ahnungen und verwirrenden Meinungen, aus Ängsten und Tabus, widersprüchlichen Traditionen, magischem Weltbild und ungesicherten Erkenntnisweisen“<sup>22)</sup>. Ferner dürfte es regionale Unterschiede gegeben haben. Stephan Freund etwa stellt keine auffallenden Schwankungen in der Stiftungshäufigkeit ums Jahr 1000 in südostdeutschen Bistümern fest, keine verräterischen Arengs in Urkunden der Zeit; auch sei in manchen Gebieten die Rezeption des Kapitels 20 der Apokalypse bescheiden gewesen<sup>23)</sup>.

\*

„Zeitenwende“ ist ein modernes Wort; das Grimmsche „Wörterbuch der Deutschen Sprache“ nennt lediglich Belege des 19. und 20. Jahrhunderts. Das Wort bezeichnet – so der Duden – den Übergang von einer Epoche, von einem Zeitalter zum anderen, ferner den Beginn der christlichen Zeitrechnung.

War das Jahr 1000 eine Zeitenwende im Sinne einer Epochenschwelle? Dies gilt wohl nur soweit, als tiefgreifende Veränderungen, gar Umbrüche im kirchlichen Bereich begannen: Die hochmittelalterliche Reform wurde grundgelegt, die sich freilich erst nach der Mitte des 11. Jahrhunderts entfaltete; der Wandel wird mit dem Ausbruch des Investiturstreits augenfällig.

Das hat aber mit der Jahrtausendwende allenfalls indirekt zu tun, sofern man Johannes Fried folgt: „Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts nahm die endzeitliche Spannung an Intensität zu und erreichte gegen Ende des Jahrhunderts und in den folgenden Dezennien einen neuen Gipfelpunkt. Sie lähmte nicht, sie spornte zu Taten an, zu höchsten Zielen. In solcher Sicht waren jene Jahrzehnte Aufbruchszeit, die allenthalben Kirchen bauen, Frieden stiften, Reformen ins Werk setzen ließ, die den Zölibat, das Papsttum, die Freiheit der Kirche mit legitimatorischen Argumenten versorgte und in die große Kirchenreform des 11. Jahrhunderts mündete. [...] Höchste Aktivität entfaltete sich in Erwartung des Jüngsten Gerichts, die Anspannung aller religiösen und geistigen Kräfte.“<sup>24)</sup>

Was ist überhaupt eine Epochenschwelle? Die Einteilung von Geschichte in Epochen ist gängig, wohl auch notwendig, aber gerade deshalb immer wieder aufs Neue zu hinterfragen. Das machte eine Epoche aus? Was schied eine Epoche von der vorangegangenen und von der folgenden?

Gewiß lassen sich in jedem Fall handfeste Gründe anführen; das eigentlich epochenbildende Moment scheint freilich im Denken der Menschen zu liegen. Die Frage, wann eine Epoche beginne oder ende, hängt aufs engste mit dem Selbstverständnis der Zeitgenossen, mit der Sicht der Nachwelt und mit den Anschauungen der Historiker zusammen – und nicht so sehr mit dem, was sich tatsächlich änderte. Es kommt darauf an, welche Lebensbereiche bevorzugt wahrgenommen wurden, durch die Zeitgenossen, ihre Nachkommen und die Geschichtsschreiber.

Es gibt eine „Fülle von möglichen Schwellen, die sich dem Historiker [...] anbieten“<sup>25)</sup>. An einem Beispiel sei das verdeutlicht. Die Grenze zwischen Mittelalter<sup>26)</sup> und Neuzeit verläuft nach allgemeiner Ansicht um 1500: Die Entdeckung Amerikas ist ein Fixpunkt an dieser Grenze, weil dadurch die Weltsicht der Europäer maßgeblich verändert wurde, die Reformation ein anderer, die „Explosion des gedruckten Worts“<sup>27)</sup> möglicherweise ein dritter; in der marxistischen Geschichtsschreibung gilt ferner der Bauernkrieg (die sog. früh-bürgerliche Revolution) als Markstein.

Doch kann man all das regional durchaus differenzieren<sup>28)</sup>. Auf Osteuropa, geschweige denn außereuropäische Gebiete läßt sich die Grenze ohne weiteres nicht anwenden; selbst für Böhmen trifft sie nur bedingt zu, bestand hier die Einheit der Kirche doch bereits seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr uneingeschränkt.

Die Epochenschwelle um 1500 war in erster Linie geistig-kirchlich, in zweiter Linie auch politisch begründet, und von Zeitgenossen wurden viele Entwicklungen wohl als Neuerung empfunden. Aber der Bauer ackerte – um es banal zu sagen – genauso wie vorher, mit der gleichen Art von Pflug.

Das ist keine Selbstverständlichkeit. Es gab auch im Sozialen, in der Wirtschaft und in der Technik derart tiefgreifende Wandlungen – allerdings vornehmlich im 13. und 14. Jahrhundert –, so daß der Wirtschaftshistoriker Friedrich Lütge zugespitzt formuliert: „Das Mittelalter geht um 1350 zu Ende“<sup>29)</sup> – und eben nicht um 1500.

Eine Gründungswelle von Städten, die im frühen 13. Jahrhundert einsetzte und um die Mitte des 14. Jahrhunderts auslief, ist zu konstatieren, die Ausbildung eines neuartigen, hochdifferenzierten Handwerks in eben diesen Städten, ein Aufschwung von Bergbau und Metallverhüttung. Das Transportwesen, aber auch die Landwirtschaft wurden beeinflußt durch die Erfindung des Kummets, das die Zugleistung der Zugtiere erheblich erhöhte, und durch die wiederentdeckte Praxis, Pferde zu beschlagen. Das religiöse Leben wurde, nicht zuletzt dank der neuen Orden, der Bettelorden, intensiviert; dabei rückte mehr und mehr der Laie ins Blickfeld, wie die zahlreichen Pfarreigründungen, die Heiliumsweisungen und die Fronleichnamsprozessionen, die 1246 in Lüttich ihren Anfang nahmen, belegen. Die Fronhofverbände verschwanden, die Grundherren vergaben seit dem 13./14. Jahrhundert einen großen Teil ihres Landes in Form der Erbzinsleihe; an die Stelle der Regiewirtschaft traten Zinsen und Gülté, anders gesagt: die Abgabenwirtschaft. Herrschaft haftete von nun an weniger an der Person, mehr an Grund und Boden. Die grundherrliche „familia“, die Gemeinschaft

aller auf dem und für den zentralen Fronhof tätigen Personen, wichen der Gemeinde, denn die selbständiger gewordenen Kleinbauern brauchten neue Organisationsformen. Eisensteile an agrarischen Werkzeugen nahmen zu, und die Drei-Felder-Wirtschaft setzte sich durch – ein Fortschritt gegenüber der Zwei-Felder-Wirtschaft oder dem Wechsel zwischen Feld und Wiese oder Wald. Auch die Absprachen, die für jene Bewirtschaftungsform nötig waren, ließen den Zusammenschluß in einer Gemeinde sinnvoll erscheinen. Die ursprünglich unfreien Dienstleute von Fürsten und Herren, denen militärische und administrative Aufgaben übertragen waren, die Ministerialen, verschmolzen mit den edelfreien Geschlechtern, denen der Aufstieg zur Grafenwürde nicht gelungen war, zu einer rechtlich einheitlichen Ritterschaft, zum Niederadel. Die flüchtig aufgeföhrten Veränderungen hatten grundlegende Bedeutung für das Leben der Menschen in Europa<sup>30)</sup>.

Auch Erich Meuthen hinterfragt den Mittelalter-Begriff: „Die heutige Mediävistik sieht in den Umbrüchen und Innovationen des 11. und 12. Jahrhunderts derartig fortwirksame Vorgänge, daß sie immer mehr geneigt ist, die epochale Einheit ‚Mittelalter‘ aufzulösen und deren zweite Hälfte mit den ersten Jahrhunderten der sog. ‚Neuzeit‘ zu einer neuen Epoche der europäischen Geschichte zusammenzubinden“<sup>31)</sup>.

Doch hat sich diese Ansicht aus den verschiedensten Gründen, zu denen gewiß akademische Besitzstandswahrung zählt, nicht durchgesetzt. Nach wie vor wird gemeinhin die Epochenschwelle bei 1500 gesehen – und nicht bei 1350 oder 1200.

Sie liegt um 1500 und nicht um 1560, als der Einbruch der Kleinen Eiszeit das Klima so beeinflußte, daß sich die Wirtschaftsweisen veränderten; namentlich der Rückgang des Weinbaus wurde im späten 16. Jahrhundert eingeleitet, und die sich häufenden Mißernten trugen gewiß dazu bei, daß die etliche Jahrzehnte alten Lehren des „Hexenhammers“ in die Tat umgesetzt wurden<sup>32)</sup>. Selbst die Verfassungsgeschichte in weiten Teilen des Reichs spräche für eine Epochengrenze

nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, als sich, etwa nach der Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit der Ritterschaft in Kernregionen des Reichs, die Strukturen verstieften.

Eine Epochenschwelle, eine Zeitenwende währte selbst ihre Zeit. Abrupte Brüche waren selten, und das, was später in der Rückschau als ausschlaggebendes, als „epochales“ Ereignis interpretiert wird, mußte den Zeitgenossen nicht notwendig als solches erscheinen. Hüten wir uns auch vor einer teleologischen Geschichtsbetrachtung. Weder war Luthers Breitenwirkung im Herbst 1517 vorherzusehen noch der Erfolg der Protagonisten der Französischen Revolution am 14. Juli 1789.

Daß es andererseits Augenblicke gab, die schon den Zeitgenossen als Beginn einer neuen Ära erschienen, und das nicht zu Unrecht, steht dabei außer Frage. Es sei nur an Goethes berühmtes Diktum „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus“ erinnert, formuliert unter dem Eindruck der Kanonade von Valmy am 20. September 1792, als der ausbleibende Sieg der klar überlegenen preußisch-österreichischen Truppen über das schlecht organisierte Revolutionsheer tatsächlich den Erfolg der Revolution sicherte, die Überlegenheit des Volksheers und der zugrundeliegenden Volkssouveränität verdeutlichte<sup>33)</sup>.

\*

Der Terminus „Zeitenwende“ wird offenbar in den letzten Jahrzehnten immer häufiger gebraucht. Im Zusammenhang mit dem Millennium freilich wird er meist wohl nur formal verwandt, weil Zeitenwende halt ein wohlklingendes Wort ist. Zeitenwende ist dann eine Art Synonym für Jahrtausendwechsel, für die Feier der runden Zahl.

Bevor wir uns der Frage zuwenden, weshalb die Jahrtausendwende überhaupt gefeiert wird, sei daran erinnert, daß der Jahreswechsel 1999/2000 eigentlich kein Jahrtausendwechsel ist. Ein Jahr 0 hat es nicht gegeben – so jedenfalls die gültige Meinung, der jedoch noch dieser Tage von Leserbriefautoren gern widersprochen wird –, daher endet

das Jahrhundert mit Silvestertag des Jahres mit Hunderterzahl, ein neues beginnt mit dem Jahr ...01. Doch 2001 mag so richtig sein, wie es will – die Faszination der runden Zahl überwiegt. „Die Null setzt sich immer durch“, formulierte die Zeit 1970 mit Blick auf diese Frage<sup>34)</sup>, aber das gilt wohl nicht nur bei Jahreszahlen.

Der Streit, wann ein neues Jahrhundert anfange, ist im übrigen nicht neu. Schon anno 1700 erörterte Johann Georg Abicht in einem Buch, „an praesens annus 1700 sit ultimus seculi XVII, an vero primus seculi XVIII“; er setzte sich mit über 20 Publikationen zum Thema auseinander<sup>35)</sup>. Aus dem Jahr 1700 stammen Spottmünzen auf den Jahrhundertstreit, und Lieselotte von der Pfalz berichtete ihrer Tante, der Kurfürstin von Hannover, in einem Brief aus dem Januar 1699, es gebe am französischen Hof eine „disputte [...] so vom König ahn biß auff die laquayen disputirt wirdt, [...] die disputte ist, ob daß Secullum ahnfängt wen man 1700 schreiben wirdt, oder 1701, [...] Wo Man geht und stehet jetzt hört man nichts alß disputationen [...], so lang alß Ich hir Im landt bin, habe ich nichts disputationen hören alß dißes“<sup>36)</sup>. Gottfried Wilhelm Leibniz übrigens, dessen Meinung Lieselotte hören wollte, sprach sich für den 1. Januar 1701 als Jahrhundertbeginn aus<sup>37)</sup>.

Ab 1799 wurde die Frage erneut erörtert, natürlich in aufklärerischer Gelehrsamkeit; die Mehrheit sprach sich für 1801 aus, das in Preußen auch offiziell als Festtag bestimmt wurde<sup>38)</sup>. Der öffentliche Disput inspirierte den vielgespielten und überaus produktiven Theaterautoren August von Kotzebue (1761–1819) zu der Posse „Das neue Jahrhundert“<sup>39)</sup>, in der die „Jahrhundertfrage“ ständig im Raum steht<sup>40)</sup>, denn einem Kranken ist der Tod im alten Jahrhundert prophezeit, ein Wechsel wird im neuen Jahrhundert fällig, und ein Paar will im alten Jahrhundert heiraten.

Und wieder wurde die Auseinandersetzung 1899 geführt, jedenfalls bis der Bundesrat, die Vertretung der Reichsfürsten, am 14. Dezember 1899 für den 1. Januar 1900 als Jahrhundertbeginn votierte. Verantwortlich dafür war gewiß nicht zuletzt die praktische Überlegung, die Säkularfeier solle nicht in

Konkurrenz zum 200. Jubiläum der preußischen Königswürde und zum 30. Jahrestag der Reichsgründung, beide am Anfang des Jahres 1901, treten.

Der Blätterwald rauschte auch nach dem Spruch des Bundesrats weiter, und selbst in der moderaten GARTENLAUBE schrieb ein Anhänger des 1.1.1901 spitz: „Bei uns steht Cäsar, d. i. der Staat, die Bürokratie, die Polizei sogar über der Arithmetik“. Aber ironisch-versöhnlich fügte er an: „Ein neues Jahrhundert ist etwas so Großes, daß eine doppelte Begrüßung wohl am Platz ist“<sup>41)</sup>. Bayern freilich verhielt sich reserviert<sup>42)</sup>, und eine Stadt in Franken soll sich den reichsweiten Feiern am 1. Januar 1900 ganz verweigert haben: Staffelstein nämlich, wo man sich auf den erst wenige Jahre zuvor als großen Sohn der Stadt wiederentdeckten Rechenmeister Adam Ries berufen haben soll<sup>43)</sup>. Örtliche Belege hierfür fehlen zwar – eine volkstümliche Geschichte der Mathematik berichtet ohne Quellenangabe davon –, doch verweigerte sich die Stadt Staffelstein unter Berufung auf eine solche Tradition dem Millenniumstrubel an der Jahreswende 1999/2000, nicht ohne dadurch eine beachtliche Medienresonanz zu erzielen.

\*

Seit wann war die Jahrhundertwende<sup>44)</sup> überhaupt ein Thema der öffentlichen Aufmerksamkeit? Wie oben dargelegt, ging die Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert offenbar ohne besondere Vorkommnisse vorüber, und nicht anders verhielt es sich hundert Jahre später, wie Hagen Keller feststellt: „Für die Christen im Abendland war der Übergang vom Jahr 1099 zum Jahr 1100 ‚nach Christi Geburt‘ ein Jahreswechsel wie jeder andere. Daß man bisher im tausendsten und soundsovielten Jahr seit der Inkarnation des Herrn gelebt hatte und nun in die Serie der tausendeinhundert Jahre eintrat, hatte für sie offenbar keinerlei symbolische Bedeutung. Dabei war die Zählung der seit Christi Geburt verflossenen Jahre im Verlauf des 11. Jahrhunderts zur Hauptgrundlage der Zeitrechnung geworden und hatte andere Datierungswissen – zum Beispiel in der damals aufblühenden Weltchronistik oder in den Datumsangaben von Urkunden – zurückgedrängt. Daß die Jahres-

zahlen von den Tausendern in die Elfhunderter übergingen, war den Menschen also geläufig, gegenwärtiger vielleicht als bei manchem Jahrhundertwechsel zuvor – und das unabhängig davon, ob man das neue Jahr am 1. Januar zu zählen anfing, was selten war, oder an einem anderen Tag<sup>44,45)</sup>.

Nicht einmal im Rückblick legten mittelalterliche Chronisten der Jahrhundertwende herausragende Bedeutung bei, obwohl in die Jahre 1099 und 1100 schwerwiegende und symbolträchtige Ereignisse fielen: die Eroberung Jerusalems im Ersten Kreuzzug, die Krönung Balduins zum König von Jerusalem, der Tod des Gegenpapstes Clemens III. und damit das Ende eines langen Schismas<sup>46)</sup>. Ähnlich unbeachtet blieb der Jahreswechsel 1199/1200.

Herausgehoben war erstmals das Jahr 1300. Durch die Bulle „Antiquorum habet“ versprach Papst Bonifaz VIII. den Römern, die die Basiliken S. Petrus und S. Paul vor den Mauern an 30 Tagen büßend und bekennend besuchen – für Pilger genügen 15 Tage –, daß sie vollkommenen Nachlaß der Sündenstrafen erhalten; so solle es auch fortan in jedem hundertsten Jahr gehalten werden. Man spricht von diesem Ablaß als vom sog. Jubelablaß, der nur alle Jubeljahre (daher dieses Wort) gewährt wurde.

Das Wort „Jubel“ leitet sich ab vom hebräischen *Jobel* (= Widder). Das Widderhorn ertönte im Versöhnungsjahr, wenn 7 mal 7 Jahre vergangen waren; dann sollte jeder zu dem Seinen kommen, Schulden sollten erlassen und Sklaven freigelassen werden (*Leviticus 25, 10*)<sup>47)</sup>. Ferner floß in die Wortgeschichte von „Jubel“ das lateinische *iubilum* ein, ein lautmalisches Wort für Juhu-Rufe, das mit „Jauchzen“ zu übersetzen ist, wie es Luther bei seiner Bibelübersetzung getan hat.

Schon früh deuteten christliche Exegeten die Vorschriften des Buches Leviticus spirituell um, nämlich – so Jürgen Petersohn – „als Befreiung des Menschen aus der Knechtschaft der Sünde, als Aufhebung seiner Schuld, als Rückkehr in den Stand der ursprünglichen Freiheit der Kinder Gottes kraft der Erlösungstat Christi“<sup>48)</sup>. So wurden „Jubiläen“ – im

eigentlichen Sinne als Fünfzig-Jahr-Feiern – 1189 in Bamberg anlässlich des 50. Todestags von Bischof Otto I. und 1220 in Canterbury zum Gedenken an den 50 Jahre zuvor ermordeten, 1173 heiliggesprochenen Erzbischof Thomas Becket begangen<sup>49)</sup>.

Das Jubeljahr 1300 wurde vielfach als Teil der Versuche Bonifaz' gewertet, die Weltgeltung der Kirche durchzusetzen, und dem geschäftstüchtigen Pontifex maximus wurden vielfach wirtschaftliche Motive unterstellt. Doch ging die Initiative nicht vom Papst aus, wie Enno Bünz 1997 deutlich gemacht hat<sup>50)</sup>. Vielmehr ist die Behauptung in der Bulle ernst zu nehmen, der glaubwürdige Bericht der Alten erst habe den Papst bewogen, den vollständigen Ablaß für Besucher der beiden Basiliken zu verfügen; das ist schon deshalb stimmig, weil die Bulle erst vom 22. Februar 1300 stammt, viele Diözesen also spät, zu spät erreichte; hätte Bonifaz den Zustrom von Pilgern von langer Hand geplant, wäre – wie für spätere Jubeljahre – die Bulle schon im Vorjahr gefertigt und versandt worden. Auch französische Pilger berichteten von der angeblichen Überlieferung, man könne zur Jahrhundertwende einen vollkommenen Ablaß zu Rom gewinnen. Doch es gibt keinerlei Beleg für ein Jubeljahr 1200; vielmehr mag ein Zusammenhang bestehen mit den Kreuzzugsablässen des 12. Jahrhunderts.

Das Jubeljahr 1300 und auch die folgenden Jubeljahre wurden als „Christusjubiläen“ interpretiert, auch wenn nicht in der Bulle selbst die Geburt Christi als Bezugspunkt genannt wurde, sondern nur in einem Kommentar des Johannes Monachus zur Bulle<sup>51)</sup>. Es waren also im Verständnis der Theologen Feiern der Geburt Christi, nicht Zeitrechnungsjubiläen. Sie wurden folglich „nicht als Wendepunkt zu einem neuen hundertjährigen Abschnitt empfunden“, stellte 1971 Johannes Burkhardt fest<sup>52)</sup>.

Hatte Papst Bonifaz VIII. offenbar widerstreitend die Bulle erlassen, so taten dies seine Nachfolger auf dem Stuhl Petri bereitwillig. 1300 begründete eine Tradition, die die Kirche seit dem 14. Jahrhundert um so lieber aufgriff, als die Lehre von der Verfügbarkeit über

den Schatz der Verdienste Christi und der Heiligen erstmals von Clemens VI. bei Ausschreibung des Jubelablasses 1350 allgemein akzeptiert war. Diese Anschauung war prägend für die spätmittelalterliche Glaubenspraxis: „Der Erlaß der Sündenstrafe, der ehemals von der Kirche auf die Fürsprache der Heiligen für die Sünder erfleht wurde, wird im Ablaß von ihr durch einen jurisdiktionalen Akt autoritativ erteilt. Die vertrauensvoll erhoffte Hilfe Christi und der Heiligen ist [...] in den Bereich des kirchlichen Rechts hineingezogen“<sup>53)</sup>.

Die Frist für die Jubeljahre wurde 1343 auf 50 Jahre verkürzt, durch Urban VI. (1378–1389) auf 33 Jahre verringert, 1475 schließlich auf 25 Jahre. Damit ging die alleinige Beziehung zum letzten Jahr eines jeden Jahrhunderts verloren. Den für spätere Jahrhunderte, im wesentlichen bis heute maßgeblichen Ritus prägte Papst Alexander VI., der berühmt-berüchtigte Borgia-Papst, und sein Zeremonienmeister Johann Burckhardt (1456–1506): Am 24. Dezember 1499 ließ der Papst sich, auf einem Prunksessel thronend, nach St. Peter tragen, schritt dort die Stufen zur Kirche hinauf und schlug mit einem Prunkhammer dreimal an die vermauerte hl. Pforte (eine Anspielung auf Mose Gewalt, durch Schlagen auf Felsen Wasser entspringen zu lassen, und auf Petri Schlüsselgewalt); daraufhin beseitigten Maurer die Steine. „Gleich hinter der Heiligen Pforte ließ er eine große versiegelte Truhe aufstellen und hieß die päpstliche Garde dafür zu sorgen, daß jeder Eintretende, Römer oder Pilger, einen angemessenen Geldbetrag errichtete.“<sup>54)</sup> An dieser den Hunger der Kurie nach Geld offen demonstrierenden Praxis übten schon Zeitgenossen Kritik, weil der Eindruck entstand, die Gnadenmittel des Heiligen Jahres seien käuflich; obendrein wurde ruchbar, daß viel Geld in Privatschatullen des Papstes floß und dem Aufbau eines mittelitalienischen Königreichs der Borgia dienen sollte. Der vorreformatorische Antiklerikalismus und die Romkritik erhielten Nahrung, und erst recht griffen die Reformatoren diese Mißstände auf.

Während im Protestantismus Heilige Jahre nicht mehr gefeiert wurden, hielt Rom daran

fest. Besonders das Jahr 1600 bot Anlaß zur konfessionellen Polemik. Nachdem der Bamberger Chorherr und nachmalige Weihbischof Friedrich Förner († 1630) ein Werk „Vom Ablaß und Jubeljahr“ publiziert hatte, gerichtet an die „schlechten und einfältigen so geistlichen so weltlichen Personen, die bißweilen kaum wissen, was vom Ablaß zu halten“, wandte sich der evangelische Prediger Bartholomäus Rülich zu Augsburg noch im selben Jahr durch seine Schrift „Christlicher Gegenbericht von dem Bäpstischen Römischen Jubel Jar und Ablaß“ dagegen; sogleich verfaßte Förner eine Rechtfertigung der katholischen Position<sup>55)</sup>.

\*

Zwar hatte das Jubeljahr 1300 das volle Jahrhundert betont, doch schenkten die Menschen den Jahrhundertwechseln als solchen auch in der Folge keine besondere Beachtung. Dabei war das 15. Jahrhundert, ähnlich dem 10., von einem ausgeprägten Endzeitbewußtsein bestimmt, wie František Graus konstatiert hat: „Das allgemein verbreitete und wohl in jeder Zeit vorhandene Gefühl des ‚Immer-schlechter-werdens‘ konkretisierte sich zunehmend; das Gefühl nahm überhand, es könne nicht mehr weitergehen.“<sup>56)</sup> Man war sich stärker als in den davorliegenden Jahrhunderten des welt- und heilsgeschichtlichen Standorts bewußt. Man lebte im vierten der vier Weltreiche, die es den Traumsichten des babylonischen Königs Nebukadnezar und den Deutungen des Propheten Daniel zufolge geben würde (Deut. 2, 31–45 und 7, 1–27), und im sechsten der sechs Weltzeitalter, in die Augustinus die irdische Geschichte gegliedert hatte, den Schöpfungsbericht mit Psalm 90 in Zusammenhang brindend. Die 1493 in Nürnberg erschienene Schedelsche Weltchronik beschäftigte sich mit dem „letzten alter der werld“, dem „jungsten gericht“ und dem beides ankündigenden Antichrist. Es wurden Prognosen gestellt, wann das Weltende komme, so durch Nikolaus Cusanus, Pierre d’Ailly und Giovanni Pico della Mirandola, die auf Weltuntergangstermine zwischen dem frühen 18. Jahrhundert und 1994 kamen<sup>57)</sup>. „Millennarismus, Eschatologie und Apokalyptik blieben aber

formal und ohne tagespolitischen Bezug auf die Gegenwart.“<sup>58)</sup> Sie trugen auch nicht dazu bei, daß dem Jahrhundertwechsel sonderliche Aufmerksamkeit zugemessen worden wäre.

Kaum anders verhielt es sich mit der Jahreswende 1599/1600, die im übrigen aufgrund der Kalenderspaltung für Katholiken und Protestanten nicht am gleichen Tag stattfand. Zwar fügten 1600 mehrere Autoren, zumeist Protestanten, in gut humanistischer Manier kunstvolle „carmina saecularia“ in der Art von Horaz<sup>59)</sup>, so wie es hundert Jahre zuvor der aus Wipfeld bei Schweinfurt stammende und in Wien lehrende Humanist Konrad Celtis getan hatte<sup>60)</sup>, und zwar im Rückgriff auf die römischen Säkularfeiern, die allerdings nach einer Zeitspanne von 110 Jahren begangen wurden.

Daß es 1600 bei einigen Gedichten blieb, ist durchaus erstaunlich, befand sich doch im Verständnis des 16. Jahrhunderts „die Welt im Greisenstadium“, so Paul Münch. „Weissagungen und Prophezeiungen häuften sich wie nie zuvor. [...] Eine eigene Gattung, die ‚Prognostica‘-Literatur, deren Inhalte in immer neuen Nachdrucken verbreitet wurden, widmete sich den dunklen Zukunftsahnungen. Die Namen ihrer Verfasser wurden zu Synonymen rätselhaft-düsterer Erwartungen: Lichtenberger, Virdung, Paracelsus und Grünspecht, schließlich Nostradamus, dessen wirre Voraussagen noch heute die Menschen bedrängen. [...] Die Verwirrung der Zeiten, die mit der Kalenderreform Papst Gregors XIII. bis in den Alltag hinein spürbar wurde, galt manchen als Anfang vom Ende, als Auftakt des erwarteten grundstürzenden Wandels aller Dinge.“<sup>61)</sup>

Ganz anders verhielt es sich hundert Jahre später. Die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert war vom Diskurs, wann sie überhaupt stattfinde, von Bilanzen des alten Säkulums, von Versen auf das neue geprägt. „In den Krisen des 17. Jahrhunderts“, so Paul Münch, „war das Jahrhundert selbst zur epochalen Größe geworden, entsprechend dem Wort des Christoph Cellarius: ‚Ein neues Jahrhundert gibt ein neues Gesicht.‘“<sup>62)</sup>

\*

Es ist nicht selbstverständlich, daß ein Jahrhundert vom Jahr ..00 (oder ..01) bis zum Jahr ..99 (oder ..00) als Einheit gesehen wird. In keiner mittelalterlichen Chronik ist vom soundsovielen Jahrhundert die Rede. Es wären schließlich auch kleinere Einheiten denkbar, um die Zeit zu gliedern; man könnte vom 200. Jahrzehnt oder der 40. Fünfzig-Jahre-Einheit sprechen, letzteres immerhin eine biblisch vorgegebene Größe. Überhaupt sind Dezimaleinheiten nicht selbstverständlich, zumal in der Zeitrechnung das Duodezimalsystem und die Zahl Sieben vorherrschen<sup>63)</sup>: 7 Tage, 12 Monate, 24 (2 x 12) Stunden, 60 (5 x 12) Minuten. Jahrsiebte, Jahrzölfe, 50- oder 60-Jahres-Phasen, ein Schock Jahre wären denkbare Größen.

Die Einheit „Jahrhundert“ wird erst seit dem 16. Jahrhundert zur Gliederung von Geschichte verwandt. Numerierte Jahrhunderte begegnen uns erstmals in der Geschichte von Erzbistum und Stadt Mainz, die der Benediktiner Hermann Piscator um 1520 verfaßte<sup>64)</sup>. Doch während sich eine Rezeption dieser Einteilung von Geschichte nicht nachweisen läßt, erlangten die Magdeburger Centurien, die ab 1559 erschienen, prägende Wirkung auf das Geschichtsbild.

Die Magdeburger Centurien<sup>65)</sup> waren initiiert von dem evangelischen Geistlichen Matthias Flacius Illyricus (1520–1575), der, aus Albona in Istrien stammend, Professor in Wittenberg gewesen war, aufgrund von Lehrstreitigkeiten dann die Universität verließ und ab 1549 als Aufseher der Magdeburger Druckereien fungierte, bis er 1557 an die junge Universität Jena berufen wurde. Die Centurien, von einer Reihe Gelehrter erarbeitet, waren eine großanlegte Kirchengeschichte, wobei Flacius die fortschreitende Verderbnis der Kirche darstellen wollte, für die die Päpste verantwortlich seien. Ein „historisches Handbuch für die konfessionelle Polemik“ hatte er im Sinn<sup>66)</sup>.

Den immensen Stoff gliederte Flacius nach Jahrhunderten<sup>67)</sup>, und jede „centuria“ zerfiel ihrerseits in 16 Kapitel, die hervorstechende Ereignisse vorstellten, das Jahrhundert charakterisierten, der Ausbreitung der Kirche, ihren Verfolgungen, der Entwicklung der

Lehre, den Häresien, den Zeremonien, dem Kirchenregiment, den Schismen, den Konzilien und Synoden, den Mirakeln und anderen Religionen nachgingen; drei Personenlisten rundeten die Materialsammlung ab. Unumstritten war die Einteilung in Jahrhunderte nicht; so er hob Calvin den Einwand, denn es könne doch geschehen, „daß ein Jahrzehnt reicheren geschichtlichen Stoff bietet als ein ganzes Jahrhundert“.

Gleichwohl setzte sich die Gliederung von Geschichte nach Jahrhunderten gegen alte Prinzipien – die jahrweise Darbietung von Daten oder die Einteilung nach der Regierungszeit eines Herrschers oder einer Dynastie – durch. Dies ging freilich sehr langsam vor sich; noch um 1700 fand man in „der naiveren regionalen Geschichtsschreibung, in den meisten historischen Abhandlungen, selbst bei den meisten Reichshistoriographen [...] keine oder nur vereinzelte Spuren“<sup>68)</sup>.

In Schulwerken hingegen verwandte man die Stückelung der Materie in Jahrhunderte. In einem Lehrbuch des Lüneburger Geistlichen Johannes Buno (1617–1697)<sup>69)</sup> aus dem Jahr 1672 erhielt jedes Jahrhundert ein Schlüsselbild, durch das Jahrhundert charakterisiert wurde<sup>70)</sup>. Die von dem Nürnberger Kupferstecher und Verleger Christoph Weigel herausgegebene „Sculptura Historiarum et Temporum Memoratrix“ (erste Auflage 1697, zweite 1698), ein Geschichtsbuch für Kinder, verfaßt von Weigels verstorbenem Neffen und fertiggestellt vom Konrektor des Ägidien-Gymnasiums zu Nürnberg<sup>71)</sup>, gliederte die beiden vorchristlichen Jahrtausende und die Zeit seit Christi Geburt nicht nur nach Jahrhunderten, sie gab den Jahrhunderten – offenbar zum erstenmal – Beinamen: So wurde das 4. Jahrhundert als das christliche bezeichnet, war doch das Christentum im Römischen Reich geduldet und schließlich zur Staatsreligion gemacht worden; das 5. galt als barbarisch, das 6. als rechtlich („Codex Justiniani“), das 7. als widerchristlich, da in ihm Mohammed wirkte, das 8. als bilderstürmerisch (Arianer), das 9. als das „Carolinische oder Carl-kayserliche Jahrhundert“. Die folgenden fünf Jahrhunderte hießen nach der herausragenden Dynastie:

kaiser-sächsisches 10., kaiser-fränkisches 11., kaiser-schwäbisches 12., kaiser-habsburgisches 13., kaiser-böhmisches 14. Jahrhundert. Es folgten das hussitische Jahrhundert und das „Reformations-Saeculum“, und das durch den Dreißigjährigen Krieg geprägte 17. Jahrhundert galt den Zeitgenossen als „Eisernes oder Martialisches Saeculum“<sup>72)</sup>.

Durch diese Epitheta wurde das Jahrhundert von einer reinen Hilfseinheit zu einer selbständigen Größe; es erschien seither als eigenständige Epoche, die sich von der vorigen und der folgenden ihrem Wesen nach unterschied. Im späten 19. Jahrhundert mit seiner Wissenschaftsgläubigkeit wurde dann sogar der Versuch unternommen, das epochale Wesen der Jahrhunderte als naturgegeben zu erklären<sup>73)</sup>. Doch selbst der, der diese Ansicht nicht teilte, hielt doch die Größe „Jahrhundert“ für sinnvoll und nützlich. So schrieb der Kulturphilosoph Ludwig Stein 1899, das Jahrhundert sei zwar ein künstlicher Zeitraum, doch diene es dazu „Millionen von Begebenheiten in einem einzigen Symbol zusammenzufassen und dem Kundigen durch einen Bewußtseinsakt zu übermitteln“. „Stellt die Universalgeschichte gleichsam den Archivschränke des Menschen Geschlechts dar, so können wir uns heute in diesem kostbaren Schrein nur die Schubfächer nach Jahrhunderten eingeordnet denken.“<sup>74)</sup>

\*

Johannes Burkhardt, dem wir die maßgebliche Untersuchung über die Jahrhundertgliederung der Geschichte verdanken, hat zusammenfassend festgestellt, Jahrhunderte würden als Gliederungsprinzip häufiger für Perioden nach der Einführung dieser Größe in der Geschichtsschreibung gebraucht. Während man Altertum und Mittelalter häufig auch nach anderen Kriterien eingeteilt hat und noch einteilt, etwa nach Dynastien, ist für die Neuzeit die Jahrhunderteinteilung üblich. Dies röhrt, so Burkhardt, nicht zuletzt daher, daß die Jahrhundertzahl „schon da präsent“ war, „wo aus Leben Geschichte wird“<sup>75)</sup>.

Jahrhundertwenden, seit 1700 von vielen bewußt wahrgenommen, wurden zum Ort der

Rückschau, wie die GARTENLAUBE 1899 bemerkte: „Veranlaßt schon der jedesmalige Abschluß eines Jahres jeden Denkenden zu einem Rückblick auf die abgelaufene Zeitspanne, so thut dies in noch ganz anderem Maße der Uebergang in ein neues Jahrhundert, und das Bedürfnis, sich der gewaltigen Hinterlassenschaft des vergangenen für das neue in aller Klarheit bewußt zu werden, wird überall empfunden.“<sup>76)</sup>

Wie nie zuvor wurde der Wechsel vom 18. zum 19. Jahrhundert literarisch gefeiert. Unzählige Poeme unterschiedlichster Länge und Qualität wurden geschaffen, mehrere Theaterstücke, meist heiteren Charakters, verfaßt, Kirchenlieder gedichtet<sup>77)</sup>. Die Verse, „die in den Jahren 1799 bis 1803 die deutschen Periodika füllten“, zogen überdies „einen Schwanz von Spottliteratur auf diesen Jahrhundertkult nach sich“<sup>78)</sup>. Gottesdienste anlässlich der Jahrhundertwende wurden gefeiert, Bälle veranstaltet, Feuerwerke abgebrannt, Allegorien inszeniert, und vor allem brach eine Flut von Schriften über das gebildete Deutschland herein.

Nicht minder ausgiebig wurde der Jahreswechsel 1899/1900 begangen. Werke über das zurückliegende Jahrhundert hatten Konjunktur. Der technische Fortschritt, sei es nun auf dem Gebiet der Ingenieurwissenschaften, der Chemie, des Verkehrs, der Kommunikation (Telegraf, Telefon) oder dem Medizin, wurde gerühmt. So schrieb Wilhelm Bölsche in der FRANKFURTER ZEITUNG vom 30. Dezember 1899: Das „Geräusch des 19. Jahrhunderts [...] ist kein Schlachtdonner und kein Feldgeschrei [...]. Es ist das Donnern des Eisenbahnzuges, der das Granitmassiv eines Schneegebirges im Tunnel durchquert, das Pfeifen von Dampfmaschinen, das Singen des Windes in Telegraphendrähten und der sonderbare Laut, mit dem der elektrische Straßenbahnwagen, in seiner Leitung hängend, daherkommt.“<sup>79)</sup> Aus den zurückliegenden Erfolgen erwuchs die Erwartung weiterer Siege der Wissenschaft<sup>80)</sup>: Der Zoologe Ernst Haeckel kündigte ein Jahr vor der Jahrhundertwende „die baldige Lösung aller noch verbliebenen Welträtsel“ an<sup>81)</sup>.

Immer wieder wurde der Kontrast zur vorigen Jahrhundertwende beschworen. So umriß das BAMBERGER TAGBLATT anlässlich des Jahreswechsels 1899/1900 den Zustand des Jahres 1800 als niederschmetternd: „Ein altersmorsch Reich, tief erschüttert in seinem Fundamente, zeigt sich. Im Siegesfluge zieht der gallische Hahn dahin. Rastatt und Campo Formio haben der Welt nicht den Frieden gebracht, uns Deutschen nur Schmach und Erniedrigung gesät. Die Siegestrophäen des Erzherzogs Karl, des Befreiers Franken[s], haben den Bürger und Bauern nicht froh werden lassen. Auf dem fürstlichen Stuhle zu Bamberg sitzt ein wider Willen dorthin berufener, altersschwacher Fürst. Handel und Wandel sind lahm gelegt im Lande, dessen Mark ist ausgezehrt; Bettler, Landstreicher, zu Krüppeln zerschossene Söldner lungern in den stillen Gassen der bischöflichen Residenzstadt umher und machen Stadt und Land unsicher. Vor der Gant sehen sich einst stolze Patrizierhäuser und in Schutt und Asche liegen vordem blühende Ortschaften. Die Spitäler und Siechhäuser der Stadt sind mit von ansteckenden Krankheiten strotzenden Marodeurs überfüllt.“<sup>82)</sup>

Um so strahlender erschien der Aufstieg Deutschlands, wie ein Zitat von Hans Land in der Zeitschrift DAS NEUE JAHRHUNDERT beleben mag: Den Deutschen „sah des Jahrhunderts Beginn in schmählicher Schwäche, sein Vaterland in schmachvoller Zerrissenheit. Heut nennt er ein stark geeintes Reich seine Heimat, deren Marken ein sieggekröntes Heer in Ost und West beschützt. Auch der Woge vertraut sich sein Wagemut [...]. Auf den Weltmarkt tragen wir die Erzeugnisse deutschen Fleisses und heben ein friedliches Ringen an mit England's Weltindustrie.“<sup>83)</sup>

Optimismus herrschte vor, wie Klaus Hildebrand bilanziert: „ungeachtet der Zweifel und Ängste, die am Fin des siècle [...] durchaus aufkamen, ungeachtet von Endzeitstimmung und Dekadenzgefühl, die sich im Wunsch nach einem ‚schönen Weltuntergang‘ (Karl Kraus) vereinten, ungeachtet von ‚süßlicher Verkommenheit‘ und ‚der schwankenden Schönheit Grabesmüder‘, die der Dichter Stefan George als die Leiden einer ,etwas

rückgratlosen‘ und ‚äußerlich überbildeten‘ Jugend ausmachte, huldigte die Mehrheit der ‚Zeitreligion des Fortschritts‘ (Stefan Zweig) lebte in einem ‚goldenem Zeitalter der Sicherheit‘ und sah die ‚beste aller Welten‘ heraufziehen.“<sup>84)</sup>

\*

Eine ähnlich klare Tendenz ließ sich an der so aufwendig begangenen Jahreswende 1999/2000 nicht beobachten. Hoffnungsfrisch schaute der eine, pessimistisch der andere in die Zukunft, falls Erwartungen überhaupt ausgesprochen wurden. Dabei böte eine „Zeitenwende“ durchaus Anlaß für solche Überlegungen.

Ist der Jahrtausendwechsel eine Zeitenwende; fällt eine Zeitenwende mit ihm zusammen? Tatsächlich gibt es ja Entwicklungen von so großer Tragweite, daß der Gedanke an eine Epochenschwelle nicht fern liegt. Der Ostblock ist weggefallen, was neben den unmittelbaren politischen Folgen auch Konsequenzen auf die Befindlichkeit der Menschen hat.

Die Kommunikationstechnik hat einen denkbar hohen Stand erreicht, und nicht zuletzt dadurch sind weltweite Wirtschaftskreisläufe, die es seit Jahrhunderten gibt, von der Ausnahme zur Normalität geworden. Die Folgen sind unübersehbar, auch und gerade hierzulande: Eine Uniformierung des Warenangebots – aber auch immaterieller Güter –, verbunden damit eine Veralltäglichung von Dingen, die noch vor Jahrzehnten eine Besonderheit waren; nun scheint vieles jederzeit verfügbar. Gerade dadurch sind uns aber nicht wenige kleine Freuden abhanden gekommen.

Die wirtschaftlichen Wandlungen der letzten Jahrzehnte haben tiefgreifend in unser Alltagsleben eingeschnitten, in den Dörfern beinahe noch mehr als in der Stadt. Normalität ist nun das Dorf ohne Bauern, mit allenfalls noch einem oder wenigen Großbetrieben und ein paar Nebenerwerbslandwirten, das Dorf, das nicht mehr Ort der Arbeit für die meisten seiner Bewohner ist, das Dorf ohne Schule, ohne eigene Verwaltung, ohne Pfarrer, ohne Postamt, ohne Bahnanschluß, ohne

Laden, ohne Handwerksbetriebe, ohne Wirtschaftsraum, ohne Brauerei, in manchen Lebensbereichen ohne wirkliche Gemeinschaft<sup>85)</sup>. Sind das nicht epochale Einschnitte, jedenfalls in Mitteleuropa?

Man könnte gar den Eindruck bekommen, es breche nach der christlichen nun eine postchristliche Ära an. Wenn auch in Sonntagsreden gern das christliche Abendland beschworen wird, so spürt man in der Gesellschaft immer weniger davon. Deutlichstes Indiz ist der – unverhohlen materiell begründete – Angriff auf den Sonntag, der zum Einkaufstag und damit zum siebten Alltag der Woche gemacht werden soll. Materialismus, verkörpert im Konsum, scheint überhaupt zur herrschenden Doktrin erhoben. Damit einher geht ein Machbarkeitswahn; was technisch möglich ist, wird immer häufiger auch getan.

Ethische Maßregeln wären nötig, aber sie werden selten ausgesprochen und nicht beachtet, und meist sind sie ohnehin schon überholt, bevor sie formuliert sind. Das ist zwar nichts völlig Neues, aber die Notwendigkeit für solche Grenzen ist angesichts weiterreichender Möglichkeiten größer denn je.

Lösungen freilich werden nicht geliefert; es muß darum gerungen werden, gerade auf regionaler Ebene. Auch wenn uns der Zeitstrom manchmal fortzureißen droht, so sind wir doch nicht bloß Getriebene. Mehr denn je muß sich der Mensch als Handelnder, müssen sich vor allem die Menschen in Gemeinschaft als Handelnde verstehen.

#### Nachsatz der Schriftleitung:

Die beim Fränkischen Seminar im Oktober 1999 gehaltenen Referate sind in Heft 1/00 des FRANKENLANDES veröffentlicht worden. Aus verschiedenen Gründen ist dies mit dem Referat von Dr. Dippold damals leider nicht möglich gewesen.

Die Schriftleitung ist erfreut, daß das Referat jetzt, zur Jahreswende 2000/2001, hier erscheinen kann; seiner Aktualität tut die verspätete Veröffentlichung keinen Abbruch.

## Anmerkungen:

- 1) Dahn, Felix: Welt-Untergang. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus. Leipzig 1889, S. 412.
- 2) Ebd., S. 419.
- 3) Ebd., S. 273.
- 4) Ebd., S. 276.
- 5) Ebd., S. 468.
- 6) Über ihn Martini, Fritz: Dahn, Julius Sophus Felix. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 3. Berlin 1957, S. 482–484 (mit älterer Lit.).
- 7) Dazu Brückner, Wolfgang: Der Germanen-Mythos bei Felix Dahn. Ein Beitrag zur Sueven-Diskussion in Portugal und Spanien. In: Koller, Erwin / Laitenberger, Hugo (Hrsg.): Suevos – Schwaben. Das Königreich der Sueben auf der Iberischen Halbinsel (411–585). Interdisziplinäres Kolloquium Braga 1996. Tübingen 1998 (Tübinger Beiträge zur Linguistik 426), S. 167–182.
- 8) Dazu Holz, Claus: Flucht aus der Wirklichkeit. „Die Ahnen“ von Gustav Freytag. Untersuchungen zum realistischen historischen Roman der Gründerzeit 1872–1880. Frankfurt a. Main / Bern 1983 (Europäische Hochschulschriften I, 624), S. 251–275; Frech, Kurt: Felix Dahn. Die Verbreitung völkischen Gedankenguts durch den historischen Roman. In: Puschner, Uwe / Schmitz, Walter / Ulbricht, Justus H. (Hrsg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. München u. a. 1996, S. 685–698.
- 9) Martini (wie Anm. 6), S. 484.
- 10) Vgl. Schwartz, Hillel: Zeitenwende – Weltenende? Visionen beim Wechsel der Jahrhunderte von 990–1990. Braunschweig 1992, S. 13.
- 11) In den „Stimmen aus Maria Laach“. Zur Forschungsgeschichte vgl. Feld, Helmut: Endzeitserwartungen an der mittelalterlichen Jahrtausendwende? In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 18 (1999), S. 215–223, bes. S. 221.
- 12) Vgl. zuletzt Görich, Knut: Das Jahr 999 und die Angst vor der Jahrtausendwende. In: Haltier, Ernst / Müller, Martin: Der Weltuntergang. Mit einem Lesebuch. Zürich 1999, S. 31–40.
- 13) Berlitz, Charles: Weltuntergang 1999. Wien / Hamburg 1981, S. 20.
- 14) Ebd., S. 21.
- 15) Ebd., S. 22.
- 16) Ebd., S. 27.
- 17) Fried, Johannes: Endzeiterwartung um die Jahrtausendwende. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 45 (1989), S. 381–473, hier S. 385f.
- 18) Ebd., S. 386f.
- 19) Ebd., S. 405.
- 20) Ebd., S. 389.
- 21) Ebd., S. 437. Ähnlich Schneidmüller, Bernd: Jahrtausendwende. Ein Magdeburger Vortrag über Vorstellungen und Wirklichkeiten im Mittelalter. Magdeburg 2000, bes. S. 17–25.
- 22) Fried (wie Anm. 17), S. 394.
- 23) Freund, Stephan: Das Jahr 1000. Ende der Welt oder Beginn eines neuen Zeitalters. In: Bünz, Enno / Gries, Rainer / Möller, Frank (Hrsg.): Der Tag X in der Geschichte. Erwartungen und Enttäuschungen seit tausend Jahren. Stuttgart 1997, S. 24–49.
- 24) Fried, Johannes: 1000. Ritual und Vernunft – Traum und Pendel des Thietmar von Merseburg. In: Gall, Lothar (Hrsg.): Das Jahrtausend im Spiegel der Jahrhundertwenden. Berlin 1999, S. 15–63, hier S. 28.
- 25) Graus, František: Epochenbewußtsein im Spätmittelalter und Probleme der Periodisierung. In: Herzog, Reinhart / Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Epochenschwelle und Epochenbewußtsein. München 1987 (Poetik und Hermeneutik 12), S. 153–166, hier S. 165.
- 26) Auf eine Erörterung der Entstehung dieses Epochensbegriffs wird hier verzichtet. Grundlegend dazu Neddermeyer, Uwe: Das Mittelalter in der deutschen Historiographie vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Geschichtsgliederung und Epochenverständnis in der frühen Neuzeit. Köln / Wien 1988 (Kölner Historische Abhandlungen 34).
- 27) Schulze, Winfried: Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 1500–1618. Frankfurt a. Main 1987, S. 121.
- 28) Gerade in den geistesgeschichtlichen Bereichen sind regionale Unterschiede häufig: Das Architektur-Barock begann, verkürzt gesagt, in Rom im ausgehenden 16. Jahrhundert, in Franken erst Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg, in den 1660er Jahren.
- 29) Lütge, Friedrich: Das 14./15. Jahrhundert in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 162 (1950), S. 161–213, hier S. 213.
- 30) Einen Überblick bietet Hartinger, Walter: Die Wende des Mittelalters. Zur Grundlegung neuzeitlicher Lebensformen im 13./14. Jahrhundert. In: Wiegmann, Günter (Hrsg.): Wandel

- der Alltagskultur seit dem Mittelalter. Phasen – Epochen – Zäsuren. Münster 1987, S. 23–39.
- <sup>31)</sup> Meuthen, Erich: Gab es ein spätes Mittelalter? In: Kunisch, Johannes (Hrsg.): Spätzeit. Studien zu den Problemen eines historischen Epochabegriffs. Berlin 1990 (Historische Forschungen 42), S. 91–135, hier S. 132. Zu den epochalen Umbrüchen zwischen der Mitte des 11. und dem späten 12. Jahrhundert zusammenfassend Fuhrmann, Horst: Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Göttingen 1978, S. 39–43.
- <sup>32)</sup> Dazu Behringer, Wolfgang: Weather, Hunger and Fear: Originis of the European Witch-Hunts in Climate, Society and Mentality. In: German History 13 (1995), S. 1–27.
- <sup>33)</sup> Müller, Joachim: Goethes „Campagne in Frankreich“. Epochakritik, Umweltanalyse und Kontraststruktur. Berlin 1974 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philol.-Hist. Kl., Bd. 117, Heft 3), S. 3–5. Müller zeigt auf, daß Goethe diesen (oder einen ähnlichen) Satz, obwohl er ihn erst 1822 niederschrieb, durchaus an diesem Tag gesagt haben mag.
- <sup>34)</sup> Zit. nach Salewski, Michael: „Neujahr 1900“. Die Säkularwende in zeitgenössischer Sicht. In: Archiv für Kulturgeschichte 53 (1971), S. 335–381, hier S. 340.
- <sup>35)</sup> Burkhardt, Johannes: Die Entstehung der modernen Jahrhundertrechnung. Ursprung und Ausbildung einer historiographischen Technik von Flacius bis Ranke. Göppingen 1971 (Göppinger akademische Beiträge 43), S. 117f. Anm. 11.
- <sup>36)</sup> Zit. nach Holzhausen, Paul: Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. Eine literatur- und kulturhistorische Studie. Leipzig 1901, S. 12.
- <sup>37)</sup> Vgl. Sauer, August (Hrsg.): Die deutschen Säculardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin 1901, S. XXXIV.
- <sup>38)</sup> Zit. nach ebd., S. XXXVII–XLIV.
- <sup>39)</sup> Kotzebue, August von: Neue Schauspiele. Bd. 5. Leipzig 1801, S. 1–90. Über das Werk vgl. Sauer (wie Anm. 37), S. XLIIff.; Maurer, Doris: August von Kotzebue. Ursachen seines Erfolges. Konstante Elemente der unterhaltenden Dramatik. Bonn 1979 (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur 34), S. 152–157.
- <sup>40)</sup> Vgl. besonders Kotzebue (wie Anm. 39), S. 37f., 48–50.
- <sup>41)</sup> Zit. nach Möller, Frank: Das Jahr 1900. Der Traum vom endlosen Fortschritt. In: Bünz / Gries / Möller (wie Anm. 23), S. 169–187, hier S. 173.
- <sup>42)</sup> Vgl. Brendecke, Arndt: Eine „kommandierte Jahrhundert Frühgeburt“. Warum Silvester 1900 in Bayern nur privat gefeiert wurde. In: Unser Bayern 48 (1999), S. 89f.
- <sup>43)</sup> Vgl. Kracke, Helmut: Aus eins mach zehn und zehn ist keins. Glanz und Elend der Mathematik. Mathematischer Lustgewinn für Knobler, Rätsler, Pfiffigusse. 16 lehrreiche und amüsante Kapitel aus der Geschichte der Mathematik. 2. Aufl. Reinbek 1971, S. 214.
- <sup>44)</sup> Grundlegend nunmehr Brendecke, Arndt: Die Jahrhundertwenden. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmung und Wirkung. Frankfurt a. Main / New York 1999; ferner ders.: Das Jahrhundert und sein Ende. Beobachtungen zur Geschichte früherer Jahrhundertwenden. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 50 (1999), S. 720–729. – Das Badische Landesmuseum Karlsruhe widmete dem Thema eine Sonderausstellung: Jahrhundertwenden 1000–2000. Rückblicke in die Zukunft. Baden-Baden 1999. Dazu Dresch, Jutta: Jahrhundertwenden 1000–2000 – Rückblicke in die Zukunft. Landesausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe aus Anlaß der Jahrtausendwende. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 50 (1999), S. 757–761.
- <sup>45)</sup> Keller, Hagen: 1100. Am Scheideweg – die lateinische Christenheit im Richtungsstreit. In: Gall (wie Anm. 24), S. 65–105, hier S. 65.
- Vgl. ebd., S. 66f.
- <sup>46)</sup> Zur mittelalterlichen Rezeption vgl. Meyer, Heinz: Die Zahlenallegorese im Mittelalter. Methode und Gebrauch. München 1975 (Münstersche Mittelalter-Schriften 25), S. 164f.
- <sup>47)</sup> Petersohn, Jürgen: Jubiläumsfrömmigkeit vor dem Jubelablaß. Jubeljahr, Reliquientranslation und „remissio“ in Bamberg (1189) und Canterbury (1220). In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 45 (1989), S. 31–53, hier S. 32.
- Vgl. ebd., S. 35–50.
- <sup>48)</sup> Vgl. Bünz, Enno: Das Jahr 1300. Papst Bonifaz VIII., die Christenheit und das erste Jubeljahr. In: Bünz / Gries / Möller (wie Anm. 23), S. 50–78.
- Petersohn (wie Anm. 48), S. 51.
- <sup>50)</sup> Burkhardt (wie Anm. 35), S. 14.
- <sup>51)</sup> Poschmann, Bernhard: Der Ablaß im Licht der Bußgeschichte. Bonn 1948 (Theophaneia. Beiträge zur Religions- und Kirchengeschichte des Altertums 4), S. 84.

- 54) Schilling, Heinz: 1500. Neue Welten und die Spaltung der Kirche – die „Zeit der Reformationen“. In: Gall (wie Anm. 24), S. 205–240, hier S. 218.
- 55) Vgl. Bauer, Lothar: Die Bamberger Weihbischöfe Johann Schöner und Friedrich Förner. Beiträge zur Gegenreformation in Bamberg. In: 101. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (1965), S. 305–528, hier S. 503f.
- 56) Graus (wie Anm. 25), S. 159.
- 57) Meuthen (wie Anm. 31), S. 94 Anm. 13.
- 58) Schilling (wie Anm. 54), S. 225.
- 59) Vgl. Brendecke, Jahrhundertwenden (wie Anm. 44), S. 105–109.
- 60) Vgl. Wuttke, Dieter: Dürer und Celtis. Von der Bedeutung des Jahres 1500 für den deutschen Humanismus. „Jahrhundertfeier als symbolische Form“. In: ders.: Dazwischen. Kulturwissenschaft auf Warburgs Spuren. Baden-Baden 1996, S. 313–388; Brendecke (wie Anm. 44), S. 72f.
- 61) Münch, Paul: 1600. Ordnungen im Umbruch – Angst und Vernunft. In: Gall (wie Anm. 24), S. 241–284, hier S. 251.
- 62) Ebd., S. 283.
- 63) Zur Gliederung von Zeit vgl. Averi, Anthony: Rhythmen des Lebens. Eine Kulturgeschichte der Zeit. Stuttgart 1991, bes. S. 107–206.
- 64) Vgl. Goerlitz, Uta: Humanismus und Geschichtsschreibung am Mittelrhein. Das „Chronicon urbis et ecclesiae Maguntinensis“ des Hermannus Piscator OSB. Tübingen 1999 (Frühe Neuzeit 47), S. 174–183; Brendecke (wie Anm. 44), S. 75f.
- 65) Der eigentliche Titel lautet: „Ecclesiastica historia integrum ecclesiae Christi ideam, quantum ad locum propagationem, persecutio nem, tranquillitatem, doctrinam, haereses, cae remonias, gubernationem, schismata, synodos, personas, miracula, martyria, religiones extra ecclesiam et statum imperii politicum attinet, secundum singulas centurias perspicuo ordine complectens singulari diligentia et fide ex vetustissimis et optimis historicis, patribus et aliis scriptoribus congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica“.
- 66) Zimmermann, Harald: Ecclesia als Objekt der Historiographie. Studien zur Kirchengeschichtsschreibung im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Wien 1960 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philos.-Hist. Kl., Sitzungsberichte, Bd. 235/4), S. 61.
- 67) Vgl. Nigg, Walter: Die Kirchengeschichtsschreibung. Grundzüge ihrer historischen Ent wicklung. München 1934, S. 54–65; Burkhardt (wie Anm. 35), S. 14–20; Brendecke, Jahrhundertwende (wie Anm. 44), S. 76–80.
- 68) Burkhardt (wie Anm. 35), S. 61.
- 69) Über ihn Muther: Buno. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 3. Leipzig 1876, S. 540f.
- 70) Burkhardt (wie Anm. 35), S. 59. Über Buno und sein Lehrbuch vgl. Geburt der Zeit. Eine Geschichte der Bilder und Begriffe. Kassel/ Wolfratshausen 1999, S. 436f. (Sven Lüken).
- 71) Über das Buch vgl. Bauer, Michael: Christoph Weigel (1654–1725), Kupferstecher und Kunsthändler in Augsburg und Nürnberg. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 23 (1982), Sp. 693–1186, hier Sp. 862–871.
- 72) Burkhardt (wie Anm. 35), S. 60.
- 73) Ebd., S. 114.
- 74) Zit. nach Möller (wie Anm. 41), S. 173f.
- 75) Burkhardt (wie Anm. 35), S. 116.
- 76) Möller (wie Anm. 41), S. 175.
- 77) Eine breite Auswahl solcher Schöpfungen bei Sauer (wie Anm. 37). Vgl. dazu Malles, Hans-Jürgen: Jahrhundertwende und Epochenumbruch in der deutschen Lyrik um 1800. Frankfurt a. Main u. a. 1993 (Europäische Hochschulschriften I, 1415).
- 78) Burkhardt (wie Anm. 35), S. 119.
- 79) Zit. nach Salewski (wie Anm. 34), S. 373.
- 80) Zur Stimmung vgl. Möller, Frank: Aufbruch ins 20. Jahrhundert. Gegenwartserfahrungen und Zukunftserwartungen der wilhelminischen Elite zur Säkularwende 1900. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 50 (1999), S. 730–739.
- 81) Hildebrand, Klaus: 1900. „Wie das 19. Jahrhundert Alles brachte“ oder „Die gute neue Zeit“. In: Gall (wie Anm. 24), S. 343–378, hier S. 344.
- 82) Bamberger Tagblatt vom 30.12.1899.
- 83) Zit. nach Möller (wie Anm. 41), S. 176.
- 84) Hildebrand (wie Anm. 81), S. 349f.
- 85) Einige Überlegungen hierzu bei Dippold, Gün ter: Abschied vom alten Dorf. Die Dorfentwicklung aus heimatpflegerischer Sicht. In: Ländliche Entwicklung in Bayern. Informations- und Erfahrungsaustausch der Kreisbau meister und Kreisheimatpfleger und der Direktion für Ländliche Entwicklung am 22. 10. 1997. Bamberg o. J. [1998], S. 7–20.